Wie einst im Mai.

Aus den Papieren eines alten Militärs nacherzählt von Hans Hagen.

Da war ich wieder einmal auf der „Nichtenburg!" Das war nämlich das Stammschloß der Bernaus, das heißt, eigentlich nur der reichen Linie, ich gehöre ja zur armen. Wir nannten das gemüthliche alte Rittergut mit dem tiefen, dunkelblauen See, in dem die Berge sich zitternd spiegelten, das von mächtigen Eichenwäldern umrauscht wurde, nicht umsonst die „Nichtenburg." Grade die arme Linie der Bernaus war immer mit einer überaus großen Zahl von Töchtern gesegnet. Da es nun gewöhnlich nicht zureichte, die heranwachsenden Fräuleins in theure Pensionen zu schicken, Leute von Stand aber eben ihre Töchter doch einmal auf ein Jahr von Hause fortthun müssen, war gewöhnlich der jeweilige Inhaber der „Nichtenburg" gut, die Verwandten auf seinem Besitzthum aufzunehmen. So hatte Onkels Gut einen förmlichen Ruf bekommn durch die Bernauschen Nichten, und da sich in Folge dessen dort ein sehr anregendes Leben entwickelte, zogen es oft auch die reichen Bernauschen Fräuleins vor, im Sommer, statt in irgend welcher vornehmen, langweiligen Pension, ein paar Monate auf der heiteren, lustigen „Nichtenburg" zu verbringen. Da nun die Bernauschen Nichten, die armen wie die reichen, fast durchweg bildhübsche Mädchen waren, darf es wohl nicht als ein Wunder bezeichnet werden, daß besonders zu Ferienzeiten auch die Bernauschen Neffen recht zahlreich auf der „Nichtenburg" zu finden warenę.

Es war auch herrlich hier! Wie viele Jahre waren vergangen, daß ich nicht da gewesen! Das liebe Pfingstfest hatte mich wieder hergeführt. Am ersten Feiertaa, einem köstlichen, lenzduftenden Maientag, waren wir allesammt, die Bernauischen Nichten und Neffen, Onkeln und Tanten, früh Morgens hinausgewandert in Gottes freie Natur. Erst gings ein Stück mit dem Kahn über den See und dann hinauf auf die Berge, höher und immer höher, bis endlich die ganze, lichtschimmernde Lenzeswelt wie ein Gemälde, von Gottes Engeln gemalt, zu unsern Füßen lag. Dann ein Heimweg unter dem Lachen und Tollen der übermüthigen Jugend, dann daheim mit einem Riesenappetit an ein Mittagbrod — und auf der „Nichtenburg" gab's eine Küche, die war bald noch schöner als wie die Nichten — und nach dem Essen flog das junge Volk hinaus in den Park, die Alten zogen sich zurück, dieser legte sich ein Stündchen auf's Bett, jener hielt seine Siesta in dem Triumphstuhl, in dem japanischen Zelt am Fasanenzwinger und ich hatte mir noch ein feines Rüdesheimerchen und ein paar „Bock" bei Seite gebracht und mich damit nach der Veranda am Park geflüchtet. Hier saß ich nun beschaulich versteckt hinter der mächtigen, vorgezogenen Segeltuchwand, auf die die Sonne, durch das mich überragende Blätterdach durchlugend, allerhand Figuren und Arabesken malte.

Es war so eine ruhige, feierliche Sonntagnachmittagsstimmung! Alles war still, Alles ruhte! Die Berge schliefen, der blaue See schlief und selbst die im Sonnenlichte darüber schwebende, schillernde Libelle schien in der Lenzluft zu schlafen.

Ich unterhielt mich mit meiner Cigarre, deren blauer Rauch in die Luft hinaus schlängelte, mit meinem Weinchen, mit dessen goldenem Spiegel ein kecker Sonnenstrahl kokettirte, der hinter dem Segeltuch durchgehuscht war, und ich unterhielt mich mit der Erinnerung, mit der lieben, lieben Erinnerung.

Ich war grade Hauptmann geworden. Wohl fünfzehn Jahre oder noch länger hatte ich die „Nichtenburg" nicht besucht, deren tollster, ausgelassenster Bernau-Junge ich einst als Schüler, als Fähnrich gewesen. Es war mir eine dumme Sache passirt auf der „Nichtenburg". Nichts Unrechtes, aber was Fatales, was Lächerliches, und das ist schlimmer. An der Sache war eigentlich nur das seltsame Benehmen meines Onkels, des damaligen Seniors der Familie und Inhabers der „Nichtenburg", schuld, das seltsame Benehmen des sonst so strengen Herrn, das mir unerklärlich war und mich schließlich zu den weitgehendsten Folgerungen trieb.

Es war auch im Mai gewesen, zur Pfingstzeit, als ich als schneidiger, ganz neubackener Secondelieutenant hierher kam. Meine überzärtliche Mutter, liebende Tanten und andere gefährliche Spiegel hatten mir so oft versichert, was für ein hübscher Lieutenant ich wäre, so daß ich schon mit einem sehr bedenklichen Selbstbewußtsein nach der „Nichtenburg" zog, und als ich nun dort auf meine blendend schöne Cousine Leonore, wohl das schwerste Goldfischchen der reichen Bernau's, sichtlich etwas Eindruck machte, war ich ganz außer dem Häuschen vor Glück, Lust und Jugendseligkeit! In diesem Uebermuth hatte ich es gewagt, meiner schönen Cousine einen Kuß zu rauben und war dabei von meinem Onkel, Leonore's Vormund, ertappt worden. Auf derselben Veranda, auf der ich jetzt als Hauptmann wieder saß, stand der gefürchtete Senior der Familie, hatte die Leinwand zurückgeschlagen und unser Kußmanöver beobachtet.

Ich erwartete eine fürchterliche Standpaute, eine Vorladung vor einen Familienrath oder sonst was. Aber nichts von alledem! Mein Onkel lächelte, wie mir schien, fast wehmüthig, murmelte etwas in den Bart und ging von dannen.

Nun erkläre mir einer den Onkel! Daß sich seine Nichten und Neffen aus purem Uebermuthe hier auf seinem Gute herum küßten, konnte er doch unmöglich dulden. Also was dachte er nur? Gutheißen konnte er den Kuß doch nur in dem bestimmten Glauben, daß es sich um einen Verlobungskuß gehandelt habe. Aber daran hatte er doch nicht im Entferntesten gedacht. Leonore heirathen, ernstlich um die Hand der reichen Erbin werben, der schönen, von Grafen und hohen Militärs umschwärmten Edeldame, das wäre mir als etwas ganz Ungeheuerliches erschienen. Aber trotzdem, der Onkel mußte es für möglich halten, er mußte es gutheißen, er mußte sogar demnächst meine Erklärung erwarten, sonst hätte er mir wenigstens einen scharfen Verweis ertheilt. So glaubte ich damals, und nur so schien mir Onkels Verhalten erklärlich. Der Gedanke wurde zur fixen Idee. Gern hatte mich Leonore entschieden. Wir waren zwar gleichalterig, sie sogar vielleicht ein paar Monate älter als ich, und ich erst seit sechs Wochen Lieutenant. Aber was thut das Alles, wenn die Liebe da ist, die Liebe, und was noch viel wichtiger, die Einwilligung des gestrengen Familienoberhauptes. Also ich warf mich in Gala, ließ mich hochofficiell bei meinem Onkel melden und hielt, zwar klopfenden Herzens, aber stramm und sicher bei ihm um die Hand Leonore's an.

Der Onkel hörte mich mit eisiger Ruhe an, dann schaute er mir mit zusammengezogenen Brauen in's Gesicht. „Du bist wohl verrückt?" sagte er ärgerlich und verließ kopfschüttelnd das Zimmer.

Wie ich dagestanden haben mag! Mein Glück, daß mich Niemand photographirt hat! Ich suchte schleunigst einen Vorwand, der mich sofort nach meiner Garnison zurückrief und die „Nichtenburg blieb für mich das verlorene Paradies viele, viele Jahre.

Onkel und Tante waren inzwischen gestorben und wohl Niemand hatte mehr Kenntniß von meiner einstigen Blamage. Da endlich leistete ich der Einladung meines Vetters, des nachmaligen Inhabers der „Nichtenburg", Folge.

Wie Alles wieder vor mir stand aus jener Zeit, als ich dasaß auf der Veranda.

Weshalb hatte ich eigentlich die Leonore damals geküßt? Was hatte mir den Muth zu dieser Keckheit gegeben? Ja, der Mai war schuld daran gewesen. In der Natur war Mai, in unserem Herzen war Mai und im Mai da darf man doch küssen. Mir war's so eigen damals ergangen. Auf der Schule hieß ich immer „der eilte Bernau" und die „höheren Töchter", die wir auf dem Eise und sonst wo trafen, mochten nie viel von mir wissen, und auch ich fand sie langweilig. Und als Avantageur und Fähnrich ging mir's nicht besser. So hielt ich mich denn stolz zurück von den kichernden Schönen, liebte meinen Degen, meine Uniform und meine große, schöne Dogge.

Da war ich nun zum ersten Male als Lieutenant nach der „Nichtenburg" gekommen, gerade an solch einem herrlichen Pfingstmaientag wie heute. Und grade wie heute hatten wir den Tag verbracht. Früh eine Gondelfahrt, ein Aufstieg auf die Berge, eine übermüthige, tolle Rückkehr, dann ein Mittagbrod mit etwas viel Wein für die jungen Köpfe, nur daß ich mich damals nicht hinter die Segeltuch-Wände der Veranda zurückzog, sondern mit der Jugend hinausschwärmte in den Park. Bald fanden wir unsere eigenen Wege, Leonore und ich. Wir waren immer zusammen gewesen, den ganzen Morgen schon. Erst hatte sie mich zwar geneckt, aber anders, liebenswürdiger, nicht verletzend. Dann kam's in den Bergen, daß mir die Gelegenheit geboten wurde, einem etwas übermüthig gewordenen Dechslein gegenüber zum Schutze unserer Damen einen für mich ehrenvollen Beweis meiner Entschlossenheit und damals sehr beträchtlichen Körperkraft abzulegen. Als ich zu meiner Dame zurückkehrte, reichte sie mir ihr feines, blasses Händchen. „Ich gratulire, mein starker Ritter", sagte sie und lachte so herzlich, und ihre Augen sahen mich an, wie ein paar Vergißmeinnicht, die in einer Maiennacht erblüht sind und nun am Morgen staunend die aufgehende Sonne betrachteten. Ich faßte die Hand, ich drückte zwei brennende Küsse darauf. Wie ein elektrischer Strom zuckte mir's durch den Körper. So schritt ich neben ihr her und sah sie immer verstohlen an, aber ganz anders wie sonst. Auch sie war anders. Wir sprachen ja, aber nicht mehr so harmlos wie sonst. Es war uns ganz gleich, was wir sprachen, wir unterhielten uns nur, um recht nahe neben einander hergehen zu können, so ging's den ganzen Vormittag, bei Tisch, nach Tisch! — Da kamen wir an eine große Blume an der Veranda. Leonore beugte sich nieder und frug etwas ganz Gleichgülltiges bezüglich der Blume. Ich nahm mich eifrig der Frage an und wollte mich auch niederbücken, aber da war mir's wie Blei in den Gliedern. Es zog mich vor ihr nieder auf ein Knie und ich faßte ihre Hände. Zitternd, glühend sah ich zu ihr auf, da tauchten ihre Augen bis tief hinunter auf den Grund meiner Seele, ihr heißer, berauschender Athem wehte mir in berückender Nähe. Da sprang ich auf, von elementaren Gewalten getrieben, mit den unbesiegbaren Armen, der ungestümen Jugend riß ich sie an mich und da lag das herrliche, lenzfrische Weib an meiner Brust.

Mir war's heiß geworden bei der Erinnerung! Ich stand auf, ging an die entgegengesetzte Seite der Veranda und schlug die Leinwand zurück. Da — auf demselben Flecke wie damals ich, stand mein Neffe Fritz, der übermüthige, lustige Corpsstudent und meine Nichte Elly. Er hatte den kleinen, allerliebsten Irrwisch um die Taille gefaßt und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die schwellenden Lippen. —

Die aufgeschlagene Segeltuch-Leinwand mochte in der Sonne geblendet haben.

„Der Onkel", rief Elly entsetzt und lief von dannen, und auch Freund Fritz versuchte, nach der anderen Richtung, mir außer Sehweite zu kommen.

„Wie einst im Mai", murmelte ich unwillkürlich vor mich hin. Und wehmüthig lächelnd, still und ohne Jemand etwas zu sagen, kehrte ich zurück zu meinem Rüdesheimer, meiner Havana und meinen Erinnerungen.

Süßigkeiten.

Von Dr. W. Noeldechen.

Zur Einleitung oder als erste Hälfte bringen wir eine kleine, lehrreiche Familien-Geschichte aus dem ungereimten oder, sagen wir hoffentlich zutreffender, reimlosen Struwwelpeter für Erwachsene.

Dr. Hebestreit war Arzt und hatte außer seiner Praxis und einer Familie von insgesammt zwei Köpfen noch eine Schwiegermutter, Lina Jochem, geb. Meerkatz. Sie konnte nicht dafür, daß ihr Name nicht schöner war, Hebestreit hatte auch bei seiner vormaligen Bewerbung um die Tochter keinen Werth auf den doch verschwindenden Namen gelegt.

Der Arzt ist auswärts, — hoffen wir lohnend, — beschäftigt. Die Hausfrau stopft oder strickt, näht oder stickt, erweist sich jedenfalls für das Wohl ihres Sprößlings thätig, als dieser, der kleine sechsjährige Hans, dessen rothe Backen von der glücklichen Ueberwindung eines Geburtstags-Magen-Katarrhs rühmliches Zeugniß ablegen, in die Stube stürmt mit den nicht mißverständlichen Worten: „Mutterchen, noch eine Stulle!" — Eben schlägt es fünf Uhr, der Vater hat zwar ganz bestimmt und öfters nur ein bestimmtes, zur festen Stunde zu verabfolgendes Butterbrod vorgeschrieben, aber wird Frau Emma, die übergütige Mutter, den Hamlet mit seinem fatalen: „Schwachheit, Dein Name ist Weib!" gründlich lügen strafen? Leider nein! Hänschen ist ihr Einziger, Liebling oder Abgott. Sie sagt: „Eigentlich solltest Du nach Vaters Willen jetzt genug haben, aber" — Der Hans kümmert sich nicht wesentlich um den Nachsatz, sondern läuft der Mama in die Speisekammer voraus, wo die Extrastulle geleistet wird. Ei, — zwei Sünden in einem Athemzuge, Frau Emma-Nichtachtung der Worte des Gatten, und gar vor des Kindes Ohren! Kaum ist die unerlaubte Stulle der erlaubten gefolgt und einverleibt, Mutter und Kind sind wieder in der Stube, da klingelt und pocht es, Frau Lina Jochem geborene Meerkatz tritt ein. Ehe ein Wort der Begrüßung fallen kann, sind Hänschens Augen auf den mit Phantasieblumen gestickten Sammetbeutel, der am Arme der Eingetretenen verheißungsvoll baumelt, mit Sicherheit gefallen, und er fragt: „Hast Du mir 'was mitgebracht, Großmama?" „Ei freilich, mein Goldjunge!" Eine tüchtige Papierdüte entwickelt sich. Gleichzeitig regt sich Frau Emma's sogenanntes Gewissen. „Aber Mama! Du weißt doch, daß Franz ein Feind aller Süßigkeiten ist und Düten verboten hat! Erinnere Dich nur an Hänschens Geburtstag!" „Liebes Kind, hältst Du denn Deine alte Mutter für gar zu thöricht? Neulich hatte ja Dein Franz in gewissem Sinne recht, das waren aber auch Macronen, Marzipanstücke und Pralines. Aber bitte, überzeuge Dich selbst! Dies sind Gesundheits-Cakes und Säuglings-Biscuits; die alte Geheime Sanitätsrath Bollinger bringt ihren Enkelkindern stets von diesen Nummern etwas mit, ich habe mir ausdrücklich Hänschens wegen die Adresse verschafft."

„Nun denn, — meinetwegen — aber bitte, Mama, gieb ihm nicht die ganze Düte; nur ein oder zwei Löffelstückchen." „Hier mein Junge!"

Der Hans bekommt dennoch von der Großmutter den ganzen Papiersack, mit der feierlichen Vermahnung, nicht alles auf einmal zu essen und später der Spielkameraden zu gedenken: Frau Lina Jochem belehrt ihre Tochter: „Wie oft habe ich Dir gesagt, meine gute Emma, daß man bei der Kindererziehung auch an Selbstzucht, an Entwicklung der freien Enthaltung und Entsagung denken muß? — — —

Die Frau Doctor läßt den Hans mit der Düte entwischen, — dritte Sünde! Als ihr Gatte müde heimkehrt, erwähnt sie von den fraglichen Geschichten des Tages keine Silbe, nur: „Ja, ja, die Fama war auf einen Augenblick da." — Vierte Sünde.

Beim Abendbrod wird der Hans, der natürlich die großmütterliche Gabe bis auf die letzten Krümmeln allein vertilgt hat, leichenblaß, wird hinausgeführt und ins Bett gesteckt; nach wenigen Minuten meldet das Kindermädchen, daß er sich übergeben habe. Nun folgen am Tische Expectorationen anderer Art, eine Offenbarung jagt die andere, das Lampenlicht bringt alles an den Tag, den Schluß macht eine mäßig genußreiche, getrennt verlebte Abendstunde. Lina Jochem sitzt daheim im Großmutter-Asyl, im wohlverdienten Lehnsessel und fühlt sich in Folge von Pflichterfüllung glücklich, jeder Zoll eine Normal-Großmutter! Aber ihre Süßigkeiten haben Bitterheit geschaffen. Frau Emma sitzt mit verweinten Augen an Hänschens Bett und reicht ihm Selterwasser; Franz Hebestreit, der sich mit der wissenschaftlich begründeten Aussicht auf des Sohnes baldige Besserung trösten kann, liest in seinem Arbeitszimmer einen Essay über Diätetik der Seele. In dem Aufsatz wird auch gar zu vielen Süßigkeiten gewarnt.

Wir können hier unseren Struwwelpeter schließen und nehmen geduldig den Vorwurf in Kauf, daß wir uns das Zwiegespräch der Gatten Hebestreit zur weiteren Ausarbeitung haben entgehen lassen. Zum Trost nur noch den Nachtrag, daß Hans der Welt erhalten bleibt und noch manchem mit der großmütterlichen Herzensgüte zusammenhängenden Magen-Katarrh entgegensieht. — — — College Hebestreit ist nun, was das ganze Kapitel der Süßigkeiten angeht, mit mir bis aufs Tüpfelchen über dem I einer Meinung, — eine bei zwei Aerzten überaus rare Erscheinung — und ich kann füglich an seiner Stelle das Wort nehmen, damit Frau Emma und Mutter fürder aus dem Spiele bleiben.

Ich weiß sehr wohl, daß nicht alles süße Kram- und Naschwerk auf einer und der nämlichen Stufe der Schädlichkeit und Verdammniß steht; von dem geradezu giftigen, mit gekrümeltem Zucker gefüllten Lutschbeutel der Armen, welchen die Mutter, wenn sie auf Arbeit gehen muß, dem unzufriedenen Säugling zurückläßt, von diesem Mord- und Marter-Instrument bis zu einem harmlosen, altbackenen Anisplätzchen, das ein sechsjähriges Kind verspeist, ist ein weiter Weg.

Auch wird ein Stückchen Kuchen, bei guter Aufsicht dann und wann eingenommen, kaum erheblichen Schaden anrichten. Aber da man nicht mit Kalender und Uhr in der Hand jedesmal neben dem Kinde stehen kann, da kein Sterblicher alle Gebäck- und Bonbon-Marken kennen und beschreiben kann, so sage ich lieber von vornherein: „Fort mit aller Dütchenkrämerei!" Muß der A-B-C-Schütze durchaus etwas geschenkt bekommen, damit er auf Umwegen Geschmack an der Wissenschaft findet, so gebt ihm für den alten Pferdestall einen neuen Holzgaul, der auch nicht theurer ist und nach bald abgebrochenen Beinen noch im Ofen nützlich wird. Hartgesottene Ostereier in beliebiger Anzahl beschweren auch den Kindermagen, ich halte sie aber nicht für schädlicher, als das buntbemalte Zeug, das der Osterhase in den Conditorladen gelegt hat. Vor allem: Lasset den Kindern die Jugendpoesie des Eiersuchens, aber lasset ihnen nicht den ganzen Vorrath des gefundenen Schatzes!

Bei der kurzen Schilderung der süßlichen Schädigungen will ich mich zuvörderst an die Aesthetik der Schenker und Schenkerinnen wenden, an Onkel und Tanten und andere Verwandte. Die einzige Düte Bobons hat sehr viel einzelne klebrige Stücke. Wird dem kleinen Empfänger nicht alle Minuten der Mund gewaschen, Gesicht und Hände gesäubert, so entsteht eine solchen Mudbeligkeit an Lippen und Pfötchen, daß für die zweite Tante das Patschhändchen- und Kußgeben schon zu einem recht zweifelhaften Genuß wird.

Auf der Grenzscheide zwischen verletzter Aesthetik und beginnender Pathologie stehen die Zähne. „Welch Wort entfloh dem Zaun Deiner Zähne?" lautet oft genug die Frage im alten Homer. Dieser Zaun ist in unserer Zeit meist recht arg durchlöchert, oft lange ehe das Tabakrauchen beginnt; und wenn auch die Colleaen Dentisten Großartiges im Ersatz leisten, so ist die Natur bestimmt billiger und dabei sowohl angenehmer als hübscher. Natürlich sollen die schadhaften Zähne nachher nur von der Medizin herstammen, von den Eisentropfen bei Blutarmuth, von den häßlichen Säuren u. s. w.

Daß die süße Kindheitsknabberei mit Schuld trägt, daß der ewig verdorbene Magen, der dann die ärztlichen Verordnungen nothwendig machte, die Blutarmuth herbeigeführt haben dürfte, davon will die erfahrene Mutter nicht gern hören. Der Zahnschmerz wird in schlimmerer Weise vom Bonbonknuspern angegriffen, als wenn einmal eine verdünnte Säure schnell über Lippen, Zähne und Zunge gleitet. Diese Thatsache darf mir jedweder glauben, wenn ich mich auch hier über das mechanisch-chemische Wie nicht weiter auslassen kann.

Welchen unglaublichen Einwendungen gutmüthiger Tanten begegnet man als Arzt! „Die Milchzähne bleiben doch nicht, Herr Doctor, und später hören ja die Düten von selbst auf." Nein und ja! Ganz recht, Tante Rosamunde! Beim Himmel, die Zähne wechseln. Aber auf schlechte Milchzähne pflegt leider Gottes gewöhnlich eine gleich schlechte zweite Serie zu folgen!

Wir verlassen nun die Mundhöhle, denn die durch Näschereien übertriebene Speicheldrüsen-Arbeit können wir gleich beim nächsten Organ mit erwähnen und abthun. Der Magen! Der alte Bursche ist ein ebenso ehrliches und braves Ding, als meinetwegen das Herz, welches allerdings von vielen Leuten unendlich poetischer gehalten wird. Frilich bricht der Magen leichter als das Herz, — in gewissem Sinne.

Man lese nur im Coriolan die lustige Fabel vom Magen, die der alte Menenius Agrippa den aufgeregten Plebejern auftischt! Ja, der Magen ist der wahre Sammelpunkt für alle Kraft, das Reservoir, politisch gesagt der Finanzminister, — aber hier bei den Süßigkeiten haben wir wie nörgelnde Volksvertreter nur zu warnen, daß nicht zu viel ihm gesteuert werde.

Im echten, alten Struwwelpeter hat der selige College Hoffmann nur den widerspenstigen Suppenkaspar eingeführt, der sich durch Trotz ein frühes Grab (schon am fünften Tage bei ½ Loth Gewicht) selbst schaufelt. Ein Schleckermaul, eine Süßschnute tritt nicht auf, obgleich diese Art wohl häufiger zur Beobachtung kommt. Ich bin, obgleich ein Kenner und Verehrer des Struwwelpeter, im ganzen betreffs der so oft gerühmten Erziehungs-Resultate dieses Buches etwas ungläubig; die bunten Bilder und Reime unterhalten und ergötzen die Kinder, damit mag es genug und Hoffmann's Ruhm wahrlich, nicht geschmälert sein. Wenn mit abschreckenden Geschichten in guten und schlechten Versen etwas zu leisten wäre, könnte ich nur auf des alten Göckingk. — Gott hat ihn 1828 zu sich genommen und ihm hoffentlich seine Verbrechen an der Muse verziehen, — lehrreiches Gedicht „Fritz der Näscher" verweisen. Hier nur einige Proben davon, — auch zum Naschen!

„Fritz war ein herzensguter Junge,
Und lernen war ihm nur ein Spiel,
Doch auf den Wohlschmack seiner Zunge
Hielt leider Fritzchen gar zu viel. — —

Die Speisekammer zu bemausen,
Stieg er ins Fenster einst hinein;
Da, dacht' er, giebt es 'was zu schmausen,
Da wird gewiß noch Torte sein.

Doch diesmal fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen; wie er sah,
Stand nichts als nur ein wenig Zucker
In einem ird'nen Näpfchen da. — —

Vergebens war's, um Hülfe flehen,
Sein Naschen bracht' ihn mörderisch um;
Was er für Zucker angesehen,
War größtentheils Arsenicum."

Trauriges Los, so zu sterben und so befungen zu werden! Arsenik richtet in der That mit einiger Schnelligkeit im Magen merkliche Verwüstungen an. So schlimm wird es ja nun nicht immer gleich werden, selten hat die Mutter in offenen Näpfen arsenige Säure stehen. Aber Gift, langsam wirkndes Gift sind die unnützen Zuckersachen immerhin ebenfalls.

Wie die betreffenden Mundhöhlendrüsen den Speichel absondern, so produciren zahllose, in die Magenschleimhaut eingebettete Drüschen den verdauenden Magensaft, eine aus Schleim Pepsin und freier Salzsäure wesentlich zusammengesetzte Flüssigkeit, die nun den Speisebrei .... — Halt, halt! Nur hier keine Kleinmalerei, keine ausführliche Magen-Physiologie!

Was für chemische Produkte Pepsin und Salzsäure aus allen Einfuhren in den Magen, aus den Schleckereien Zucker, Mandeln und Eiweiß herstellen können, in welcher Weise die Magenschleimhaut und ihre Absonderungen von den Ueberbürdungen mit Süßigkeiten beeinflußt werden, — das gehört in Lehrbücher, aber nicht an diese Stätte. Gegen meine Gewohnheit, die niemals auf Worte irgend eines Meisters schwört, bitte ich hier im Interesse der guten Sache, der Kürze und der Aesthetik um einigen Autoritäts-Glauben. Wozu sollen wir hier Dextirin, Traubenzucker und andere Kohlenhydrate aufmarschiren, wozu Fette und Eiweiße zerfallen lassen? Das Eine wird am schlichtesten einleuchten: Die Speichel- und Magendrüsen werden durch die süßen Liebesgaben unnütz zur Arbeit veranlaßt und angestrengt und haben in Folge dessen die Neigung, sich unnöthiger Weise auszuruhen, wenn es nicht am Platze ist. Dann folgen Störungen, Arbeitsstockungen, dann Verschleimungen und mehr, was dann den günstigsten, jetzt so beliebten Nährboden für allerlei Bacillen und Vibrionen schafft, oder sagen wir altmedicinisch die Ursache zu Magenerkrankungen aller Art abgiebt: Auf Süßigkeiten folgen Bitterkeiten, oder auch Säuerlichkeiten, Magensäure.

Dreierlei ist schädlich an jeder Zuckerdüte, gespendet von Tantes Herzensgüte: Zuerst der Inhalt überhaupt, die Substanz, die nach chemischer und physikalischer Beschaffenheit für den Kindermagen meist nicht taugt. Zweitens die Dosis, die Portion, denn die ganze Düte wird fast immer (vergleiche Hänschen Hebestreit in der Einleitung!) dem Kinde in die Hände gestopft. Drittens die Zeit der Schenkung, es wird nie berücksichtigt, ob und wie viel das Beschenkte schon vorher zu sich genommen hat.

Großmütter, Tanten, auch Ihr, junggesselligen Oheime! — denn Ihr letzteren greift am ehesten nach der bequem zu kaufenden Zuckerdüte, — meidet alle Süßigkeiten für Eure Lieblinge! Schenket ihnen lieber, wenn einmal durchaus etwas mitgebracht sein muß, — — — nein, dreimal nein! Schenket ihnen gar nichts! Das sind gerstige Gören, denen immer erst mit Bonbons oder anderen Gaben die Zunge zu einem freundlichen Gruße im Kindermunde gelöst werden muß.

Es gab eine Zeit, wo zum neuen Jahre keine Apotheker-Rechnung bezahlt wurde, ohne daß der dienstbare Geist, welcher die Jahres-Receptur beglich, mit einer ansehnlichen Last von Räucherpulver- und -Essenz, Reglisse (Altheepaste, — Hustenleder) und Magen-Morsellen bepackt, in's Haus der Herrschaft heimkehrte. Eine ganz hübsche Speculation! Hans und Gretchen, — diesmal ist nicht der junge Hebestreit gemeint, — verdarben sich sofort wieder den Magen, und das Geschäft konnte von neuem beginnen. Die Unsitte ist wohl durchweg abgeschafft, und man darf sich zu dem Bruch des Brauches freuen, sowohl wegen der fortfallenden Süßigkeiten, wie wegen des Räucherwerkes. Ein offenes Fenster und frische Luft sind mir auf die Dauer lieber, als alle Wohlgerüche Arabiens; gar der vom Räucherpulver, das man in die Ofenröhren gestreut hat, aufsteigende Dunst hat für mich einfach etwas Unheimliches.

Anders als beim Apotheker steht die Sache beim Colonialwaaren-Händler, Materialisten, Drogisten oder wie sonst die Leute, welche den Haushalt versorgen, benamset werden. Da empfängt das artige Kind, das unter dem Schutze des Dienstmädchens in die ersten Geheimnisse des Haushalts- und Küchenhandels eingeweiht wird, von dem Verkäufer immer noch das Stengelchen Gerstenzucker, ein Dutzend Pfeffermünzplätzchen, die herrliche Lakritze und wie immer die bekannten Herrlichkeiten heißen. Beim Ein- und Auftreten der folgenden kindlichen Magenverstimmung schwört natürlich die Caroline bei ihrer Seele Seligkeit, daß sie stets auf das liebe Engelchen Obacht gegeben hat, und daß nichts Unrechtes über seine Lippen gekommen ist. Man muß, — auch als praktische Hausfrau, — nicht zu viel Verschiedenartiges mit einander bei sich selbst und ebensowenig bei der Dienerschaft verbinden wollen. Denn sehr weise sagt der weise König Salomo: „Alles hat seine Zeit!" Kaffee- und Zuckereinkäufe und Kinder-Beaufsichtigung, — alles hat seine Zeit.

— Wie in Rußland die Interessen der christlichen Kirche polizeilich gewahrt werden, davon kann das Stadttheater zu Riga, wie der „Allgem. Ztg." gemeldet wird, manch ergötzliches Stücklein erzählen. Daß ein „Prophet" über die Bühne geht, ist wider die Religion, „Die Belagerung von Gent" dagegen muthet harmlos an. Auch das Evangelium paßt nicht in's Theater, darum wußte sich dieser Tage der Oper nur nach seinem bürgerlichen Namen „Mathias Freudhofer" nennen. Schon von altersher konnte übrigens die Rossinische Oper „Wilhelm Tell" nur unter dem Pseudonym „Karl der Kühne" über die Bretter gehen, während der Schillersche Revolutionär seinen Namen nicht verleugnen braucht, um bühnenfähig zu werden. Ein Zar darf nicht aufs Theater, darum werden aus dem „Zar und Zimmermann" „Flandrische Abenteuer". So schützt man in Rußland den Staat und die Religion mit den bewährten Mitteln der Polizei.

— Ueber den Ursprung der Electricität in der Atmosphäre hat der Pariser Gelehrte Pellet der französischen Physicalischen Gesellschaft eine wichtige Mittheilung gemacht. Man hatte schon vor einiger Zeit beobachtet, daß der Wasserdampf, der infolge der Verdunstung dem Erdboden entsteigt, der Atmosphäre eine ziemlich bedeutende Menge von Electricität zuführt. Indessen war diese Wahrnehmung bisher noch in Unsicherheit geblieben, da es nicht gelang, einen Beweis durch das Experiment zu liefern. Das ist jetzt dem Physiker Pellat gelungen. Er hat zwei flache Schalen aus Messing benutzt, deren Metall er mit Electricität lud und isolirte; die Electricitätsmenge jedes dieser Gefäße konnte durch ein Electrometer ständig gemessen werden. Das eine dieser Geräthe wurde mit Wasser gefüllt, das andere blieb leer, und so wurden beide 1½ Stunden lang bei gewöhnlicher Temperatur in Ruhe gelassen. Am Ende dieses Zeitraumes stellte sich heraus, daß die mit Wasser gefüllte Schale den größten Theil ihrer electrischen Ladung verloren hatte, während die andere ihre Electricität bis auf eine kaum merkbare Einbuße behalten hatte. Diese Thatsache kann nicht anders erklärt werden, als durch die Annahme, daß der Wasserdampf, der aus der gefüllten Schale verdunstete, die Electricität mit sich nahm. Dadurch wird der Schluß nahegelegt, daß auch der von der Erdoberfläche aufsteigende Wasserdampf sich der dem Erdkörper anhaftenden Electricität bemächtigt und sie der Atmosphäre mittheilt. Ein weiterer Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes ist darin zu sehen, daß der electrische Zustand der Erde während der wärmsten Stunden des Tages am schwächsten ist, weil dann eben die Verdunstung der in der Erde enthaltenen Feuchtigkeit am stärksten ist. Daher der Ursprung der atmosphärischen Electricität seit Jahren eine der meist umstrittenen physikalischen und meteorologischen Fragen bildet, so ist der von Pellat gelieferte Beitrag von besonderer Wichtigkeit. Uebrigens machte der Gelehrte noch darauf aufmerksam, daß der aus Schornsteinen in die Luft entsandte Rauch ebenfalls ein ansehnlicher Electricitätsträger ist, und zwar ist der Rauch gewöhnlich mit negativer Electricität geladen.

— In einem Reisebureau. „Darf ich Sie einen Augenblick stören? (Commis giebt keine Antwort.) Könnte ich wohl hier eine Auskunft in Angelegenheit eines Rundreisebillets erhalten?" — „Ja, zum Teufel, können Sie denn nicht lesen, was da außen steht, daß jede Auskunft mit Vergnügen ertheilt wird?!"